

Daniel H. Rellstab. 2007. *Charles S. Peirce' Theorie natürlicher Sprache und ihre Relevanz für die Linguistik. Logik, Semantik, Pragmatik* (Kodikas/Code. Supplement 28). Tübingen: Narr. 340 S.

Christine Stridde

Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für deutsche Philologie
Schellingstraße 3
D-80799 München
christine.stridde@freenet.de

Bei dieser Studie, die 2006 als Dissertation an der Universität Bern im Fachbereich Germanistische Linguistik angenommen wurde, handelt es sich um eine breit angelegte Untersuchung nicht nur zu Charles S. Peirce' Theorie der natürlichen Sprache. Es geht vor allem auch um die vorbereitenden philosophischen Grundlagen in Peirce' Phänomenologie und Handlungstheorie als Basis seiner Logik. Dies kann als Anreiz für die Linguistik verstanden werden, Peirce als Sprachtheoretiker ernster zu nehmen, als das bisher der Fall gewesen war. Vorangestellt ist ein Geleitwort

des Betreuers Ernest Hess-Lüttich. Dieses weist sowohl auf die Leistung des Autors als auch auf die ihr proportional korrespondierende Schwierigkeit des Gegenstandes hin: Da Peirce „nirgends in seinem nach neuerem Editionsplan auf ca. 30 Bände angelegten Werk (das damit erst etwa ein Drittel seiner Schriften umfasst) so etwas wie eine kohärente Sprachtheorie entworfen“ (Geleit, S. 1 [unpaginiert]) habe, sei sie nur durch „ein intensives Quellenstudium“ und in einer „genauen textgenetischen Lektüre“ erschließbar, welche „[d]er Autor nicht gescheut und deshalb auch in den USA recherchiert“ und „die Manuskripte eingesehen“ habe (ebd.). Auch Rellstab selbst wird nicht müde, auf seine „fundierte[] Auseinandersetzung mit den Texten von Peirce, den veröffentlichten und den unveröffentlichten“ (S. 60) hinzuweisen,¹ als wäre dies der alleinige Innovationswert seiner Arbeit. Doch dem ist nicht so.

Im ersten Teil der Studie (Kap. I) zeigt Rellstab anhand einiger Beispiele – v. a. Roman Jakobson, Michael Shapiro, Wolfgang Dressler, David S. Danaher und Wilhelm Scheibmayr – auf, inwiefern die bisher besonders in der Linguistik unternommenen Peirce-Lektüren unzulänglich, das heißt zumeist „unvollständig“ (S. 20) oder „bestenfalls unsystematisch“ (S. 45) und damit allzu oft mindestens „eigenwillig“ (S. 18), wenn nicht „unplausibel“ (S. 16) und gar „sinnlos“ (S. 20) seien. Die zahlreichen Missverständnisse von Peirce' Schriften in den Adaptionen resultieren, so Rellstab, daraus, dass die ihnen vorausgehenden Interpretationen „immer schon durch die spezifischen Fragestellungen und Ansätze der jeweiligen Linguisten gefärbt“ sind und „peircesche mit peirce-fremden Ideen [...] synthetisieren“ (S. 16). Die ebenfalls „thematisch orientierte[] Editionspraxis“ der *Collected Papers* (Hartshorne, Weiss, Burke 1931-1958) würde heute außerdem eine „systematische Lektüre“ (S. 11) erschweren. Dagegen setzt Rellstab eine eigentlich literaturwissenschaftliche Herangehensweise, nämlich eine Hermeneutik, welche auf einer historisch-philologischen Basis operiert und die „Werkgeschichte“ (S. 66) des peirceschen Œuvres als solche zu bewahren sucht, um Peirce' Philosophie als *work in progress* gerecht zu werden. Rellstab nennt dies nach Neil L. Wilson *Principle of Charity* („wohlwollende Interpretation“, S. 309 u. ö.), führt die für ihn relevanten Regeln der Methode, welche in der philosophischen Tradition ja keineswegs konsistent diskutiert werden, leider an keiner Stelle aus.

¹ Angesichts der unnötig oft wiederholten „intensiveren Auseinandersetzung“ mit allen (!) Quellen, ist man verführt Sätze wie: „Der Begriff [environmental interpretant] stammt höchstwahrscheinlich von Jakobson; es ist möglich, dass Peirce ihn in einem mir unbekannten Manuskript verwendet. Wahrscheinlich aber ist das nicht.“ (S. 26) vielleicht falsch zu verstehen.

Im Detail bedeutet dies, dass etwa Peirce' Begriff der Ikonizität von der Linguistik, insbesondere der Sprachtypologie und Universalienforschung (vgl. Kap. II), zwar übernommen, seine zeichentheoretische Fundierung aber unberücksichtigt geblieben sei. Überhaupt sei „Ikonizität in Sprache [...] für Peirce kein zentraler Bereich, den die Sprachwissenschaft unbedingt analysieren müsste“ (S. 312). Bei Jakobson, der im eigenen Interesse in dem Philosophen einen Strukturalisten sehen wollte, würde die Berufung auf Peirce und seinen Ikonizitäts-Terminus als „most powerful source of inspiration“ (Jakobson 1971 zitiert bei Rellstab 2007: 17) lediglich eine wissenschaftspolitische Rolle im Streit mit den amerikanischen Kollegen spielen (S. 17, 24 u. ö.). Ausgehend von Peirce' dreistelligem Zeichenmodell entwarf Jakobson die reduzierte zweistellige Variante, vernachlässigte also außersprachliche Referenzobjekte und setzte konventionell strukturierte Codes für symbolische Bedeutungen. Damit ist von Peirce, außer einem von ihm inspirierten „Kategorienfehler“ (S. 23), in der Tat nicht viel übrig geblieben.

Harsch kritisiert Rellstab, dass Jakobson seine Lektüre der peirceschen Schriften selbstverständlich an den eigenen Arbeitsinteressen (Theorie von der Motiviertheit der Sprache, literaturwissenschaftliche Analyse poetischer Sprache), schulte. Rellstab polemisiert entsprechend im Sinne der eigenen philologisch-historischen Herangehensweise:

„Jakobson intendierte keine intensive Auseinandersetzung mit Peirce. [...] Philologische oder zumindest interpretatorische Exaktheit wäre vielleicht nur hinderlich gewesen, denn sie hätte Jakobson gezeigt, dass er und Peirce nicht viel gemeinsam haben.“ (S. 29)

Ein ähnliches Fazit zieht Rellstab aus der Analyse der Peirce-Rezeption bei Michael Shapiro (S. 37) und zusammenfassend zu Mark H. Bickhard, Robert L. Campbell und ihrer Pragmatiktheorie heißt es:

„Sie sind aber der Meinung, dass ihre Theorie stringenter sei als diejenige von Peirce. [...] Parallelen, Abgrenzungen, mögliche Erweiterungen ließen sich jedoch anhand eines präziseren Studiums der peirceschen Schriften bewerkstelligen.“ (S. 54)

Weitere, mit Peirce arbeitende Linguisten – u. a. Wilhelm Köller, Danaher, Scheibmayr – kommen nicht besser weg (S. 58). Die Berufung auf Peirce habe immerhin aber „rhetorische“ und deshalb (!) eine „wichtige“ Funktion, nämlich „als Autoritätstopos“ (S. 20, ähnlich S. 22) zu fungieren.

In den kritischen Ausführungen zum Umgang mit den peirceschen Arbeiten, die Rellstab in diesem ersten Teil seiner Studie an Beispielen unternimmt, scheinen mir Objekt- und Metaebene bisweilen durcheinanderzugeraten. Das Literaturverzeichnis trennt zwar ganz im Sinne der historisch-philologischen Herangehensweise Peirce' „Originalausgaben“ von der „Forschungsliteratur“, oft bleibt aber schwierig zu entscheiden,

auf welcher Ebene Rellstab selbst argumentiert. Auch hätte eine Klärung der vom Autor ja kategorisch benutzten Begriffe der ‚Adaption‘ und ‚Interpretation‘ oder auch der ‚Interessantheit‘ und ‚Plausibilität‘ hilfreich und erhellend sein können; etwa ob und wie sie in das *Principle of Charity* hineinpassen. Denn Rellstab geht es ja schließlich darum, „der Linguistik den Weg zu der interessantesten und plausibelsten Sprachkonzeption von Peirce zu weisen“ (S. 64). Dies ist der Anspruch des zweiten, umfangreicheren Teils der Studie. Nachdem die „für die Linguistik interessanteste“ Schaffensphase im Hinblick auf eine umfassende Sprachtheorie (S. 65) skizziert und die Entscheidung zugunsten der Schriften nach 1900 sorgfältig und sinnvoll begründet wird, widmet sich Rellstab ausführlich der phänomenologischen und handlungstheoretischen Begründung von Peirce formaler Logik (Kap. III), seiner Zeichengrammatik (Kap. IV) sowie der pragmatischen und sprechakttheoretischen Dimension seiner Bedeutungstheorie (Kap. V und VI).

In Peirce' Wissenschaftsklassifikation (Übersicht, S. 88-90) nimmt die Phänomenologie als Einzelwissenschaft die erste Stelle im Bereich der Philosophie ein. Die Phänomenologie gilt als Grundlage für Ästhetik, Ethik und Logik (einschließlich Grammatik, Kritik und Methodeutik) und wird damit zur Basis seiner gesamten Philosophie. Die Linguistik muss für eine gewinnbringende Auseinandersetzung mit Peirce' Sprachtheorie entsprechend bei seiner philosophischen Phänomenologie ansetzen. Diese wird von Peirce als universale Tatsachenwissenschaft gefasst, die durch Beobachtung vom Allgemeinen der Erfahrung über die systematische Kategorisierung ihrer Bestandteile zur umfassenden Analyse der singulären Alltagserfahrung führt. Der Nutzen der so gewonnenen phänomenologischen Kategorien, nämlich Erstheit (Möglichkeit), Zweitheit (Individualität) und Drittheit (Gesetzmäßigkeit), erweist sich demnach erst in der Anwendung, was sie zur Begründung von Peirce' handlungstheoretisch und pragmatisch operierender Sprachtheorie, sogar zur „Mini-Theorie unseres Selbst- und Weltverständnisses“ (Pape 2002 zitiert nach Rellstab 2007: 112) qualifiziert.

Das zentrale Kapitel zur Grammatik entwickelt den peirceschen Zeichenbegriff vor dem Hintergrund seiner kontinuierlichen Entwicklung und Modifizierung „hin zu einer plausibleren Bedeutungstheorie“ (S. 135) ab 1885.² Dieser Zeichenbegriff startet bei den drei phänomenologischen Kategorien, umfasst die Klassen der Quali-, Sin- und Legizeichen mit ihren Spezifizierungen gemäß ihres jeweiligen Objekt- und Interpretantenbezugs bis zu der bekannten und vielverwendeten 10stelligen Klassifizierung (Übersicht, S. 138-140). Rellstab macht vor allem an unveröffent-

2 *The Algebra of Logic. A Contribution to the Philosophy of Notation.*

lichten Quellen anschaulich, dass und wie Peirce mit seiner Zeichentheorie am funktionalen Aspekt der Grammatik gelegen war, dass nämlich das Zeichen selbst bereits als Kommunikationsmedium zu bestimmen ist. Dabei setzt Peirce nicht erst bei der Äußerung selbst an, sondern entwickelt ein Instrumentarium, um die Entstehung des Zeichens bereits im Bewusstsein des Sprechers zu beschreiben: eine Wahrnehmungstheorie, die seiner Sprachtheorie zuarbeitet. Denn die drei Zeichen-Objekt-Relationen (Ikonizität, S. 171-178; Indexikalität, S. 178-195; Symbolizität, S. 159-205) funktionieren dialogisch und erfassen „das Zusammenspiel zwischen Regel und Anwendung, zwischen Sprecher und Interpret, zwischen gelingender und misslingender Zeichenverwendung“ (S. 234).

Dieses pragmatische Programm von Peirce' Sprachtheorie entfaltet Rellstab in den letzten beiden Kapiteln seiner Studie, indem er sowohl die Vorläuferfunktion als auch die Aktualität der peirceschen Überlegungen zur Rolle des situationalen Kontextes für Bedeutungskonstitution und Verstehen transparent macht. Ein prägnanter Vergleich mit den zentralen Thesen John R. Searles (S. 249-260) erhellt zwar Peirce' Rolle für die Sprechakttheorie, konstatiert aber auch die Unterschiede zu den zentralen Themen der moderneren Theorieansätze. Dies betrifft etwa den Fokus auf den Zusammenhang zwischen Intention, Verstehen und perlokutionärem Effekt, der Peirce' Überlegungen zu den Befehlen und Behauptungen als viel stärker phänomenologisch und handlungstheoretisch ausgerichtet ausweisen, als dies bisher gesehen wurde. Abschließend (Kap. VI) erweist Rellstab Peirce als formalen Pragmatiker und die existentiellen Graphen als praktikable Grundlage für symbolische Notationssysteme in Psychologie und Informatik.

Das Fazit, in welchem man endlich umfassende Ausführungen zur „Relevanz für die Linguistik“ erwartet – denn Anmerkungen in dieser Hinsicht finden sich ansonsten nur wenige –, fällt nun leider überraschend kurz aus. „Anregungen für die Linguistik enthält“ das philosophische Werk des amerikanischen Logikers zwar in „Fülle“ (S. 312), eine abschließende Gliederung und Zusammenfassung durch den Autor wäre dennoch wünschenswert gewesen. Mit Indexikalität und Dexis, die „in ihrer gesamten Komplexität noch lange nicht erforscht sind“ (ebd.) sowie den existentiellen Graphen zur Beschreibung von Sprechakten sind nur wenige Themen genannt, die die Linguistik gewinnbringend in ihre derzeit diskutierten Themen integrieren könnte. Es darf erwähnt werden, dass der Band hervorragend redigiert und formatiert ist; nur sehr wenige Fehler in Schreibung und Satz finden sich. Merkwürdig ist, dass die Seiten des Geleitwortes unpaginiert geblieben und wie das Vorwort des Autors nicht gezählt sind, so dass das Inhaltsverzeichnis fälschlicherweise auf S. 5 statt auf S. 11 beginnt. Für eine bessere Orientierung im peirceschen Begriffs-

und Kategoriendschungel hätte außerdem ein Sach- und Namensregister sehr hilfreich sein können. So hätten die Entwicklungen und Modifikationen im peirceschen Begriffsinventar im chronologischen Durchgang durch sein Werk sehr viel transparenter gemacht werden können.

Ein wenig störend, weil den ansonsten dank luzider Formulierung flüssigen Leseprozess oft unnötig unterbrechend, ist der Umgang des Autors mit dem Genus des Subjekts, dem er m. E. zu viel Aufmerksamkeit schenkt. Verwirrend und sogar missverständlich wird dieser nämlich dort, wo scheinbar butlersches *Gender* und grammatisches *Genus* nebeneinander gebraucht werden: „Der Hörer muss ferner davon ausgehen können, dass die andere, wenn sie mit ihm spricht, erstens intendiert zu kommunizieren. Zweitens muss er auch davon ausgehen können, dass der Sprecher die Wahrheit sagt“ (S. 248). Um der Stringenz der Argumentation willen, möchte man dem so inszenierten ‚Geschlechterkampf‘ eine tiefere Bedeutung zumessen. Wenn man sich schon um *political correctness* bemühen möchte, sollte man die Sache doch nicht so weit treiben, dass sie droht ins Gegenteil umzuschlagen und vor allem nicht die wissenschaftliche Korrektheit gefährdet. Mit Rellstabs Studie liegt ohne Zweifel ein wichtiger Beitrag zur Erforschung des philosophischen Werks von Charles S. Peirce vor, der Impulse für die Linguistik bereithält, wie Peirce’ sprachtheoretische Ansätze gewinnbringend zu integrieren seien. Sicher sollte ein intensives Quellenstudium, das der Autor bewunderns- und dankenswerterweise auf sich genommen hat, Basis jeder Auseinandersetzung mit Peirce’ Ideen sein. „Was fehlt, ist die Umsetzung dieser Ideen in ein Forschungsdesign“ (S. 313). Man sollte aber überlegen, ob dabei die vom Autor kategorisch geforderte Wahrung des philologisch manifestierten Werkcharakters der inhaltlichen Integration der peirceschen Ideen in ein linguistisches Forschungsdesign im Weg stehen könnte.

Literatur

- Hartshorne, Charles, Paul Weiss & Arthur Burke (Hg.). 1931-1958. *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. 8 Bde. Cambridge/Mass.: Belknap Press of Harvard University Press.
- Jakobson, Roman. 1971. Acknowledgements and Dedication. In: ders. *Selected Writings II: Word and Language*. The Hague, Paris: Mouton, v-viii.
- Pape, Helmut. 2002. *Der dramatische Reichtum der konkreten Welt. Der Ursprung des Pragmatismus im Denken von Charles S. Peirce und William James*. Weilerswist: Velbrück.